

Gemeinsam für eine pragmatische Politik

Was hat die Badener Disputation politisch in der Eidgenossenschaft ausgelöst? Und wie haben die katholischen und die reformierten Orte sie rezipiert? Die SKZ sprach mit Martin Bürgin und Mariano Delgado.



SKZ: Herr Delgado, wie sind die katholischen Orte aus der Badener Disputation herausgegangen?

Mariano Delgado (MD)¹: Die sieben katholischen Orte fühlten sich als Sieger. Aber das Ziel, die 1525 in Zürich beschlossene Reformation rückgängig zu machen, wurde nicht erreicht. Zudem begingen sie aus der Sicht der zur Reformation neigenden Orte

einen folgenreichen taktischen Fehler, als sie auf Nachfrage des Berner Rates die Einsichtnahme in die Protokolle verwehrt. Dies führte zur Eskalation der diplomatischen Beziehungen und zur Distanzierung des Berner Rates von den Disputationsakten. Auch in Basel, wo Johannes Oekolampad, der Wortführer der Reformatoren in Baden, wirkte, gewann die Reformation Sympathien. Daher ist in der protestantischen Historiografie immer wieder vom «vermeintlichen» Sieg der katholischen Orte die Rede, während die katholische Seite den Sieg hervorhob und den unterlegenen Orten – Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen – die Missachtung des mehrheitlich Beschlossenen vorwarf: die Verurteilung Zwinglis, die Bestätigung der zentralen Rolle des kirchlichen Lehramts bei der Auslegung der Schrift sowie die Beibehaltung des bisherigen Gottesdienstes.



Herr Bürgin, welche Impulse gab die Disputation den reformierten Orten?

Martin Bürgin (MB)²: Rückblickend kann zwar festgestellt werden, dass die Reformation zum Zeitpunkt der Badener Disputation, im Mai 1526, in mehreren Gebieten der Eidgenossenschaft Anklang fand. Offiziell und flächendeckend ein-

geführt war sie aber erst in Zürich. Dort hatte sich der Grosse Rat bereits 1523 auf die Seite Zwinglis gestellt. Zwingli selbst stand der Badener Disputation skeptisch gegenüber. Aufgrund der Mehrheitsverhältnisse in der Eidgenossenschaft antizipierte er, dass das Ergebnis der Disputation – die Verurteilung der reformierten Positionen – bereits feststand. Aus Zürcher Perspektive sollten Disputationen deshalb nicht gesamteidgenössisch stattfinden, sondern an den Orten, wo konkret über die Einführung der Reformation verhandelt wurde. Zudem machte Zürich geltend, dass mit Baden kein neutraler Austragungsort gewählt wurde, dass eine parteiische Disputationsleitung eingesetzt wurde – das Präsidium bestand aus vier Anhängern des alten Glaubens – und schliesslich, dass die Sicherheit Zwinglis nicht gewährleistet sei. Deshalb sahen Zürich und Zwingli von einer direkten Teilnahme ab. Dafür nahmen reformatorische Prediger aus Basel, Bern, Glarus, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen, Toggenburg und Mühlhausen an der Badener Disputation teil. Diese fühlten sich nach der Disputation bestärkt in ihren theologischen Positionen; und im Zürcherischen Standpunkt, dass die einzelnen Orte souverän über die Einführung der Reformation bestimmen sollten. Wie Mariano Delgado bereits ausgeführt hat, führte die Badener Disputation also nicht zu einem nachhaltigen Sieg der katholischen Seite, sondern vielmehr zu einer sich vertiefenden kirchlichen Spaltung der Eidgenossenschaft.

Welche politischen und rechtlichen Auswirkungen hatte die Disputation auf das Verhältnis von reformierten und katholischen Ständen und Gemeinden?

MB: Rechtlich führte die Disputation auf altgläubiger Seite zur Verurteilung von Zwingli als Ketzer. Ein Urteil, welches die Reformierten selbstverständlich ablehnten. Politisch führte die Badener Disputation zu einer Verhärtung der religionspolitischen Fronten und zu einer Konsolidierung der beiden Lager. Ende 1526 wurde die Reformation in der Stadt St. Gallen durchgesetzt. 1528 erfolgte der Durchbruch der Reformation in Bern, Biel und Mühlhausen. 1529 bekannten sich die Städte Basel und Schaffhausen zum reformierten Lager. In Glarus beschloss die Landsgemeinde im Mai 1529, dass jede Gemeinde selbst über die Form des Gottesdienstes bestimmen dürfe. Im Toggenburg wurden die reformierten Pfarrer im Anschluss an die Badener Disputation vertrieben. Sie kehrten aber schon nach kurzer Zeit zurück und setzten sich 1529

¹ Prof. em. Dr. mult. Mariano Delgado (Jg. 1955) hatte von 1997 bis 2025 Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Freiburg i.Ü. inne und war Direktor des Instituts für das Studium der Religionen und den interreligiösen Dialog. (Bild: zvg)

² Martin Bürgin forscht und lehrt an der Universität Bern zur europäischen Religionsgeschichte und zur Geschichte des Altkatholizismus. Davor war er Lehrbeauftragter für Religionswissenschaft in Zürich sowie Fellow am Leo Baeck Institute in London. (Bild: zvg)



Die Tagsatzung zu Baden 1531.

(Bild: Stadtarchiv Baden, Historisches Museum Baden)

schliesslich als dominante Kraft durch. Im selben Jahr erfolgte die Reformation auch im Thurgau. Allerdings handelt es sich bei all diesen Beispielen um Prozesse, die sich über mehrere Jahre hinzogen; Prozesse also, die ihren Anfang bereits vor der Badener Disputation hatten und die nur teilweise von ihr beeinflusst wurden. Daneben entfaltete sich in den Gemeinen Herrschaften und in den Drei Bünden ein Flickenteppich aus einzelnen Ortschaften, Regionen oder Klostersgemeinschaften, die sich zur Reformation bekannten. Wobei sich um diese Gebiete – und generell um die politische Dominanz innerhalb der Eidgenossenschaft – wiederholt bewaffnete Konflikte zwischen den beiden konfessionellen Lagern entfachten.

Gab es danach weitere Disputationen?

MD: Am folgenreichsten für die deutschsprachige Schweiz war danach die Berner Disputation vom 6. bis 26. Januar 1528. Diese ist das Ergebnis des erwähnten diplomatischen Konflikts mit den katholischen Orten. Durch die Verweigerung der Einsichtnahme in die Protokolle der Badener Disputation und die Drohung, auf die Bernische Bevölkerung direkten Einfluss einzunehmen, wurde der Berner Rat in die Arme der reformatorischen Bewegung getrieben. Die für das Bernische Gebiet zuständigen Bischöfe von Konstanz, Basel, Sitten und Lausanne und die meisten Katholiken verweigerten die Teilnahme. Ohne ebenbürtige Gegner trugen die reformierten Disputanten – Huldrych Zwingli, Berchtold Haller, Martin Bucer und Wolfgang Capito – einen leichten Sieg davon. Die darauffolgende Einführung der Reformation durch den Berner Rat wirkte als Fanal für den Durchbruch der Reformation in anderen Orten der deutschsprachigen Schweiz. Für die frankofonen Gebiete der heutigen Schweiz waren entscheidend die Genfer Disputation von 1535, die auch von den Katholiken boykottiert wurde, und die Lausanner Disputation von 1536, bei der zahlreiche

Katholiken zwar vertreten waren, wenn auch kaum aktiv. Insgesamt hat man den Eindruck, dass die katholische Seite nach ihrem «Sieg» in Baden kein Interesse an weiteren Disputationen hatte.

Wo liegen die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede zu den Disputationen in Deutschland?

MD: Formale Unterschiede bestehen darin, dass manche Disputationen in Deutschland, beispielsweise die Leipziger Disputation von 1519, an der wie in Baden der deutsche scholastische Theologe Johannes Eck beteiligt war, auf Lateinisch geführt wurden, während die Badener Disputation und die Berner Disputation in deutscher Sprache stattfanden, wie es in der Schweiz nach den Zürcher Disputationen von 1523 üblich war. Ein anderer Unterschied, vor allem der Badener Disputation, ist, dass sie am Ort der Tagsatzung stattfand und alle Orte eingeladen wurden. Man war sich dieses urdemokratischen, schweizerischen Prinzips bewusst: was alle betrifft, muss auch von allen beraten und beschlossen werden. Gemeinsamkeiten liegen in den Fragen, die zur Diskussion standen und von den neuen Thesen der Reformatoren hervorgerufen wurden: Bedeutung und Rolle des Schriftprinzips und der Tradition, Verständnis der Sakramente, vor allem des Abendmahls.

Als Quintessenz: Wie gingen die Eidgenossen mit der konfessionellen Trennung und den konfessionellen Differenzen um?

MB: Äusserst ambivalent, würde ich meinen. Einerseits wurden blutige Konflikte geführt. So kam es wiederholt zu kriegerischen Auseinandersetzungen mit einer Vielzahl an Opfern. Zu nennen sind hier die grossen Konfessionskriege wie der Zweite Kappelerkrieg und die beiden Villmergerkriege, aber auch regionale Konflikte, in denen konfessionpolitische Fragen mitspielten, wie die Müs-

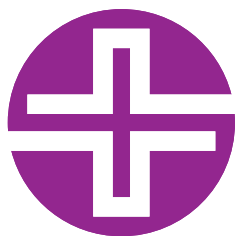
serkriege um das Veltlin, der Galgenkrieg im Schwarzbubenland oder die Bündner Wirren. Hinzu kommen unzählige lokale Konflikte um die Frage der wahren Religion, die Verfolgung von Andersgläubigen und deren Verurteilung in Ketzereiprozessen mit Todesurteilen. Zu bedenken sind schliesslich niederschwellige Formen von Gewalt, die sich bis ins 20. Jahrhundert hinstreckten. Ich denke hier etwa an die soziale Ausgrenzung von Personen, die konfessionelle Mischehen eingegangen sind. Was noch vor zwei Generationen als problematisch galt. Andererseits lässt sich festhalten, dass sich dieses fragile Gebilde, das die Eidgenossenschaft schliesslich war, als erstaunlich langlebig und resilient erwies. Trotz Kriegen und Konflikten haben sich die beiden konfessionellen Lager immer wieder zusammengerauft und sich in vielen Punkten auf eine gemeinsame Vorgehensweise geeinigt. Das gilt insbesondere im Bereich der Aussenpolitik und bei der Verwaltung der gemeinsamen Untertanengebiete. Bei allen Auseinandersetzungen können wir auch den Willen zu Konfliktlösungen, die Einigung auf eine pragmatische Politik und die Aufrechterhaltung eines Dialogs über die Konfessionsgrenzen hinweg feststellen. Hinzu kommen die Auswirkungen des Konfessionalismus im Bereich der Kultur. Die Ausformung konkurrierender Konfessionskulturen hat schliesslich zu einer bemerkenswerten Vielfalt im Bereich der Architektur, der bildenden Kunst, der Musik, des regionalen Brauchtums und der Alltagskultur geführt, welche die Schweiz bis heute prägt.

Welche Impulse nehmen Sie mit für heute?

MD: Die Badener Disputation ist Ausdruck einer Zeit, in der man bereit war, über zentrale Fragen des Glaubens und der Kirchengestalt diskursiv zu diskutieren, wenn auch mit dem Ziel, über die anderen zu siegen und dann keine Dissidenz zu dulden. Diese «Disputationsfreudigkeit» bräuchten wir auch – mit einer anderen Haltung – in der pluralistischen Gesellschaft von heute sowohl im ökumenischen und interreligiösen Dialog als auch bei den binnenkatholischen Reformbemühungen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Denn nach dem ersten Petrusbrief 3,15–16 sollten wir immer bereit sein, «jedem Rede und Antwort zu stehen», der nach den Gründen für unsere Hoffnung fragt («Komm, lieber Eck, und gib Rechenschaft über deinen Glauben» – so forderten damals die selbstbewussten Schweizer Reformatoren den oben erwähnten deutschen Theologen heraus!); und dabei sollten wir «bescheiden und ehrfürchtig» antworten. Wie schon angedeutet, steht die Badener Disputation in idealer Hinsicht für ein eher synodales Verfahren unter Beteiligung aller Betroffenen. Gewiss ist die parlamentarische Demokratie nicht gänzlich übertragbar auf religiöse Institutionen. Aber das Kirchenrecht des Mittelalters enthält eine Regel, die dem gesunden Menschenverstand und der «Klosterdemokratie», etwa in den Abteien der

Zisterzienser und in den Konventen der Dominikaner, entspricht, wie Yves Congar in einer profunden Studie aufgezeigt hat: «Quod omnes tangit, ab omnibus tractari et approbari debet» (Was alle betrifft, muss von allen beraten und beschlossen werden). In der demokratischen Kultur der Schweiz blieb diese Regel wirksam. Aber seit der Krise des Konziliarismus im 15. Jahrhundert hat die klerikal geführte katholische Kirche eher Angst vor synodalen Verfahrensformen entwickelt. Wir sind nun mitten in einem Paradigmenwechsel. Denn es ist endlich Zeit, dass die katholische Kirche den Klerikalismus ablegt, diese Angst überwindet und an die partizipativen Traditionen ihres eigenen Rechts wiederanknüpft.

MB: Ich wäre etwas vorsichtiger, wenn es darum geht, die Disputation von 1526 als Vorbild zu betrachten. In der medialen Berichterstattung wurde die Badener Disputation von Politiker/innen und Pfarrer/innen auch als «Friedensgespräch» oder als «Grundstein für den gegenseitigen Respekt zwischen den Konfessionen» gedeutet. Das hält einer historisch-kritischen Bewertung nicht stand. Betrachtet man die Quellen, zeigt sich, dass die Disputation äusserst polemisch geführt wurde. Das Ziel war Unterwerfung, nicht Verständigung. Der Kirchenhistoriker Martin H. Jung wies in seiner Einführung zur kommentierten Edition des Disputationsprotokolls darauf hin, dass die Badener Disputation in ihrer Anlage «nach dem Vorbild der mittelalterlichen Ketzerbekämpfung zum Kampf gegen die Reformation eingesetzt» wurde; mit dem Ziel, Zwingli als Ketzer zu verurteilen. Andererseits nutzten die Reformierten die Badener Disputation, um für ihre Sache zu werben. Nicht nur in der Stadtkirche, sondern auch mithilfe von Pamphleten, die unter das Volk gebracht wurden. Man muss sich vor Augen halten, dass mit dem Buchdruck eine Medienrevolution stattfand, die von beiden Seiten genutzt wurde. Diese Texte waren äusserst deftig formuliert, mit dem Ziel, die andere Seite herabzuwürdigen. Das galt auch für die reformierte Seite. Man denke an die Schmähschriften von Niklaus Manuel oder Utz Eckstein. Wenn es um einen konstruktiven Dialog geht, sehe ich die Badener Disputation also eher als abschreckendes Beispiel. Das heisst aber nicht, dass wir ihr 500-Jahre-Jubiläum nicht feiern sollten. Im Gegenteil, wir können viel daraus lernen. Ich habe zuvor von ambivalenten Auswirkungen gesprochen. Gerade darin sehe ich einen fruchtbaren Impuls für ein Zusammenleben im 21. Jahrhundert. Ich glaube, dass wir als Gesellschaft und auch als Individuen profitieren, wenn wir lernen, Ambivalenzen auszuhalten. Wenn wir lernen, uns trotz unterschiedlicher Meinungen, politischer Weltbilder und religiöser Vorstellungen miteinander zu arrangieren. Das heisst nicht, dass wir nicht für unsere Werte einstehen sollen, aber dass wir vermehrt versuchen, mit einer Portion Pragmatismus, Nachsicht und Gelassenheit vorzugehen. *Interview: Maria Hässig*



SKZ

Schweizerische Kirchenzeitung

500 Jahre Badener Disputation



Die Badener Disputation mit den zwei Kanzeln in der Darstellung der Reformationschronik von Heinrich Bullinger (1504–1575) im Kopienband von 1605/06. (Bild: Wikipedia)

Die Badener Disputation fand vom 21. Mai bis 8. Juni 1526 statt. Dabei diskutierten katholische Theologen unter Johannes Eck und Reformatoren unter Huldrych Zwingli, der aufgrund von Sicherheitsbedenken nicht persönlich anwesend war, darüber, welche Lehre denn die richtige christliche Lehre sei.

Die Politik spielte dabei eine sehr grosse Rolle. Es ging nämlich nicht nur um Religion, sondern auch um die Macht zwischen den Orten der Eidgenossenschaft. Dort gab es zwei Lager: Die katholischen Orte rund um Luzern, Uri und Schwyz und die reformierten Orte rund um Zürich. Die katholischen Orte organisierten die Disputation mit dem Ziel zu zeigen, dass die katholische Lehre richtig sei, um sich damit zu stärken und somit an Einfluss zu gewinnen.

Die Disputation führte aber nicht zu einem besseren Verständnis. Die katholischen Orte erklärten zwar Johannes Eck zum Sieger und wollten damit erreichen, dass die katholische Religion weiterhin die offizielle Religion bleiben sollte. Der politische Sieg stärkte indes die Teilung der Eidgenossenschaft in zwei Lager. Dies führte 1529 und 1531 zu den beiden Kappelerkriegen, eigentlichen Religionskriegen.

Religionskriege haben die Menschheit noch nie weitergebracht. Auch wenn die Toleranz unter Christen bis heute gewachsen ist, erleben wir gerade wieder Konflikte und Kriege, bei denen die religiöse Ausrichtung viel Leid, Tod und Gewalt verursacht. So bekämpfen sich seit geraumer Zeit Schiiten und Sunniten um die Vorherrschaft in der muslimischen Gemeinschaft. Der Iran mit seinen Religionsführern ist mehrheitlich schiitisch und hat ein furchtbares Gewaltregime aufgebaut. Ob sich der Krieg mit einer Disputation, mit Diplomatie und Gesprächen lösen lässt?

Gleichzeitig wurde bekannt, dass in unserer doch offenen Schweiz die Gehässigkeiten gegen Juden zunehmen, Antisemitismus wieder auflebt. Das muss uns zu denken geben. Wie konnte es so weit kommen? Auch bei uns im Jahre 2026 braucht es also wieder Disputation, Information, Zuhören, Austausch und ein friedliches Nebeneinander der Religionen. Wir sind und bleiben ein christlich geprägtes Land, und das ist gut so. Das aber schliesst nicht aus, dass wir im Dialog mit anderen leben können, integrativ und nicht ausschliessend wirken. 500 Jahre Disputation lehren uns, demütig zu sein und Spaltungen der Gesellschaft zu vermeiden.

Doris Leuthard*

Editorial

Der Blick aus dem Fenster

Meist ist es noch dunkel, wenn ich morgens bei einer Tasse Kaffee den Tag beginne. Als erste tagesbestimmende Handlung checke ich die Wettervorhersage. Was früher nur einmal am Tag abends und relativ vage am TV im Anschluss an die Tagesschau gesendet wurde, hat sich, Technik in jedwelch gedachter Möglichkeit sei Dank, in einen ganzen Strauss an Wettervorhersagen ausgewachsen: Da gibt es das universelle Wetter, das meist sogar schon auf dem Tablet präsent ist, wenn es aufgestartet wird. Taugt sicher zur Grobübersicht. Dann haben wir das lokale Wetter, das sich über verschiedene Wetterkanäle individuell einrichten lässt. Für mich der zweite Anlaufpunkt. Weiter das Berg-, Wander- oder gar Skiwetter samt Lawinenbulletin. Falls denn solch eine Betätigung in Frage kommt. Sollte es um Wind gehen, gibt es auch dafür extra einen Wetterkanal, unterlegt mit farbig animierten Karten und wirklich blasendem Wind in Kringeln, Wellen und sogar böartigen Spiralen samt Auge im Sturm. Noch immer ist es draussen dunkel. Nach der Konsultation der vielen Wetterkanäle und nachdem ich den neusten Bericht noch am Radio gehört habe, könnte ich mir eigentlich das Wetter jetzt aussuchen, derart verschieden sind die Vorhersagen. Nun, Schnee ist zumindest nirgendwo mehr angesagt. Und was ich genau heute auf mein Programm setze, wird ein Blick aus dem Fenster bestimmen.

Brigitte Burri



In dieser Ausgabe

Carte Blanche

Hildegard Aepli über die heilige Wiborada 119

Tagsatzung

Als Eck und Oekolampad in Baden disputierten 120

Rezeptionsgeschichte

Wie die eidgenössischen Orte die Disputation rezipiert haben 122

Friedenslied

Eigens gedichtet und komponiert für den Festakt 125

Segnavia

Wie von der Basis aus Pfarrei neu belebt wird 127

Amtliche Mitteilungen

129

Anzeigen

131

Impressum

132



* Altbundesrätin Doris Leuthard (Jg. 1963) studierte Rechtswissenschaft und arbeitete als Rechtsanwältin. Sie war von 1999 bis 2006 Nationalrätin, von 2004 bis 2006 Parteipräsidentin der CVP und von 2006 bis 2018 Mitglied des Bundesrats. (Bild: Wikipedia)

Meinung gegen Meinung

Vor 500 Jahren fand die Badener Disputation statt. Hunderte Gesandte reisten an, um die Wahrheit zu ermitteln. Das Resultat: Ein Anlass, der heute als «Scharnier» der Reformation in der Eidgenossenschaft gesehen wird.



*«Herr Doctor Egg zuo Ingolstatt
Vil buecher zsammentragen hat
Uss alten Lybreryen
Die hat er z Baden halb nit brucht
Es ging fast zuo mit Schryen.»*

So berichtet «Ein hüpsch lied von der Disputacion zuo Baden im Ergouw Im 1526». Gedruckt wurde dieses «hübsche Lied» wahrscheinlich in Bern. Verfasser war der Humanist Utz Eckstein, der sich als reformatorisch gesinnter Theologe bereits vor 1526 als Pamphletist hervorgetan hatte. Er gehörte zu den einflussreichen Botschaftern der Zeit: Nachrichten wurden über Theater und Lieder verbreitet. Und das nicht etwa ausgewogen. Die Medien waren auch Politik und dienten der Unterhaltung. So zeichnet Eckstein in den folgenden Versen das Gefolge von «Doctor Egg» als Tierherden – zusammengetrieben wie die Schweine, «gagend» wie die Gänse. Eck, der Verfechter des «alten Glaubens», war sein Gegner. Wer war dieser Doktor Eck und was trug sich vor ziemlich genau 500 Jahren in Baden zu?

Das Format der Disputation

Seit 1523 ist in Zürich die Reformation eine beschlossene Sache. Ulrich Zwingli, einst ein Einsiedler Pilgerpriester, ist der Protagonist der Bewegung. Die Gotteshäuser werden purifiziert, ein Teil der Bilder verkauft, andere zerschlagen. Bis 1525 sind alle Klöster aufgehoben. Im Osten der Eidgenossenschaft finden die neuen Ideen ebenfalls Anklang. In St. Gallen, Appenzell, Thurgau und Glarus ist man (mehrheitlich) reformiert.

Ein Instrument der Zeit, um verschiedene Meinungen gegeneinanderzustellen, sind Disputationen. Ursprünglich handelte es sich dabei um ein Format aus den Universitäten, wo in lateinischer Sprache so Ideen verhandelt wurden. Nun wird das Format auch von den Reformatoren übernommen. Martin Luther hat in 1519 in Leipzig eine Reformationsdisputation durchgeführt, ab 1523 gibt es in Zürich mehrere Disputationen, die durch Zwinglis starke Haltung geprägt waren.

Disputieren in der Bäderstadt

Die Initiative für die Badener Disputation kommt aus Bayern: Johannes Eck, ein Theologe, der sich

gegen die reformatorischen Ideen stellt, richtet sich im August 1524 an die Tagsatzung mit dem Begehren, eine eidgenössische Disputation zu organisieren. Die Versammlung der eidgenössischen Gesandten behandelt das Begehren mehrfach. Doch eine eidgenössische Disputation findet keine Mehrheit. Eck bleibt hartnäckig. Und die Tagsatzung lenkt schliesslich ein. Ja, es soll eine eidgenössische Reformationsdisputation stattfinden. Und zwar in Baden, einem der beliebteren der zahlreichen Tagsatzungsorte der Zeit. Beliebt auch deshalb, weil hier seit Jahrtausenden heisse Quellen sprudeln.

Auf 19. Mai 1526 reisen die Gesandten, Theologen beider Positionen, Kleriker, Lehrer und eine Reihe von Schreibern und Druckern nach Baden. Mehr als 200 Personen sind namentlich bekannt, die bis zum 7. Juni 16 Disputationssitzungen in der Stadtkirche verfolgen. Der Ablauf ist geregelt: Am Morgen früh findet eine Messe statt. Die Sitzungen werden von vier Präsidenten, zwei von jeder Position, überwacht. Im Anschluss daran treten die Kontrahenten auf – für die altgläubige Position ist dies Johannes Eck, für die reformatorische Seite Johannes Oekolampad – der Humanistname für «Husschin» oder «Hauschein». Der Jurist und Theologe Oekolampad ist einer der wichtigen reformatorischen Gelehrten der Zeit und Professor an der Universität Basel. Für ihn stellt man in der Kirche einen separaten Predigtstuhl auf. Die beiden Disputanten stehen sich also auf Kanzeln gegenüber und tauschen ihre Positionen aus.

Boten für Zürich

Zwingli indes bleibt in Zürich – der Zürcher Rat untersagt seine Teilnahme am Anlass, der keine 30 Kilometer westwärts stattfindet. Warum? Die Disputation ist altgläubig dominiert. Das goutiert man nicht. Weiter sei Zwingli zu stark exponiert, sei auch in Zürich selbst Angriffen ausgesetzt gewesen. Eine Reise nach Baden würde das Todesurteil bedeuten.

Doch Zwingli hat Spione und Boten, die ihn über die Entwicklung in Baden informieren. Einer von ihnen ist Thomas Platter, der in seinen Lebens-

Veranstaltungen zur historischen Vermittlung im Rahmen der «Disput(N)ation»:

- Ausstellung ««Botz Leicham!» – Originalzeugnisse der Badener Disputation von 1526», 2. Mai bis 28. Juni, Information: www.disputnation.ch/programm;
- «Spott und Disput – Ein Stadtspaziergang auf den Spuren der Badener Disputation von 1526, 2. Mai bis 28. Juni,

erinnerungen schildert, wie er sich als Hühnerverkäufer in die Stadt Baden schmuggelte. Täglich trägt er Nachrichten aus Baden nach Zürich und umgekehrt. Eigentlich ist es nicht erlaubt, mitzuschreiben oder zu korrespondieren, es sind denn auch nur ganz wenige Briefe überliefert.

Die sieben Thesen

Was genau wird aber diskutiert? Johannes Eck formuliert sieben Thesen, die die Grundlage für die Disputationstage bilden. Sie behandeln Realpräsenz, Messopferlehre, Fürbitte Mariae, Bilderfrage, Erbsünde sowie Taufverständnis – im Wortlaut so:

1. *Der war fronlichnam Christi und sin bluot ist gegenwertig im sacrament des alltars.*
2. *Die werden ouch waerlich uffgeopfert im ampt der Mess für lebendig und todten.*
3. *Maria unnd die heiligen sind anzuoruffen als fürbitter.*
4. *Des herren Jesu under der heiligen bildnuß sind nit abzethuon.*
5. *Nach disem leben ist ein fegfür.*
6. *Die kind ouch der cristen werden in erbsünd geboren.*
7. *Der touff Christi, nit Johannis, nimpt hin die erbsünd.*

Eck und Oekolampad wollen in erster Linie vor dem Publikum ihre Positionen präsentieren – und von ihrer Haltung überzeugen. Der Gedanke an einen Kompromiss ist ihnen fern; es geht um die Wahrheit im Glauben. Die Regeln sehen vor, dass die These als akzeptiert gilt, wenn man Eck nicht widerspricht.

Die längste Zeit – insgesamt neun Tage und damit mehr als die Hälfte der 16 Debattentage – widmet man der ersten These. Und bleibt unentschieden. Der Blut-Hype in der Volksfrömmigkeit hat schon im Spätmittelalter viele theologische Disputationen befördert. Die Diskussion um die Realpräsenz ist also nicht neu, wird aber umso schärfer geführt. «Botz Leicham!», ruft Eck einmal laut aus in der Stadtkirche Baden, als der Berner Reformator Berchtold Haller die Realpräsenz nicht anerkennen will.

Akribische Protokolle

Ebenfalls Teil der Vereinbarung ist es, dass die Disputationstage vollständig aufgezeichnet werden. Von fünf Protokollanten, die ihren Text am Abend jeweils abgleichen. Heute gilt die Badener Disputation als eines der am besten dokumentierten Reformationsgespräche: Alle fünf Protokolle haben überlebt. Sie differieren nur wenig – heute lässt sich der gesamte Verlauf der Debatten in der Edition von 2015 nachlesen, herausgegeben von Alfred Schindler und Wolfram Schneider-Lastin. Dass die Disputation teilweise hitzig war, lässt sich darin gut verfolg-



Porträt von Abt Barnabas Bürki, Engelberg. Er war einer der Präsidenten der Badener Disputation 1526, im Hintergrund dargestellt.

(Bild: Annina Sandmeier-Walt)

ten. Die Temperatur und auch die Verbindung zum Bäderort Baden nimmt Eckstein in seinem Lied bildhaft auf:

«Dem Eggen wart das Bad zuo heiss
Es treib im oft uß sinen schweiß
Denn fieng in an zuo frieren
Hußschyn gab im deß schattens zvil
Das Egg muost colorieren.»

Eckstein zeichnet Eck als Unterlegenen. Tatsächlich wird Oekolampad von seinen Anhängern als Sieger gefeiert. Genau so tun es aber auch die Altgläubigen mit ihren Disputanten. Die Tagsatzung geht unentschieden auseinander. Und so wird es bleiben. Die Badener Disputation hat eine Scharnierfunktion – hin zu Jahrhunderten, die von der konfessionellen Spaltung geprägt sein werden.

Mehr als eine Wahrheit

Nach der Badener Disputation bauen sich konfessionelle Spannungen in der Eidgenossenschaft erst richtig auf. Im Jahr 1528 findet die Berner Disputation und der Übertritt Berns zur Reformation statt. Es folgen die zwei Kappelerkriege, wovon der erste 1529 diplomatisch gelöst wird. Die «Kappeler Milchsuppe» ist bis heute sprichwörtlich, 1531 endet die Schlacht zwischen reformatorischen und altgläubigen Kämpfern indes blutig. Zwingli stirbt, die Katholiken sind überlegen. Ein Landfrieden regelt, dass man sich nun in Ruhe lassen würde. «Agree to disagree» funktioniert – bis zu den konfessionell motivierten Villmerger Kriegen 1656 und 1712. Im 19. Jahrhundert prallen liberale, vor allem reformierte, und katholisch-konservative Kräfte erneut aufeinander. Die Spannungen lassen sich erst im 20. Jahrhundert lösen, auch mit der fortschreitenden Säkularisierung und der tiefen Erkenntnis, dass zwei Wahrheiten nebeneinander Platz haben.

Ruth Wiederkehr

frei zugänglich, Informationen zu den Standorten ab Ende April unter www.disputnation.ch;

• «Glaube, Macht und Worte – Im Zeichen der Badener Disputation von 1526», die neue Stadtführung durch Baden, die als Privatführung unter www.deinbaden.ch gebucht werden kann;

• Wissenschaftliche Tagung am 26./27. Mai zu 500 Jahre Badener Disputation, www.disputnation.ch/programm.